

8. Phileas: Schweigen

Ich kenne Phileas bereits seit über fünf Jahren, als ich ihn um ein Interview bitte. Er willigt ein. Es wird ein kurzes Interview, ein ›gescheitertes‹ Interview. Gescheitert insofern, als ich meine Bitte, mit ihm ein Interview zu führen, im Nachhinein als eine ›falsche‹ Entscheidung betrachte. Das Interview ist deswegen nur bedingt Teil der folgenden Kapitel, da das Transkript kein Verstehen und kein Zuhören ermöglicht. Um Phileas zuzuhören, muss ich am Anfang beginnen, bei den kleinen Begegnungen, bei den Dingen, die nicht gesagt werden.⁸

8.1. Nicht verstehen

Als ich Phileas kennenlerne, wird er dazu angehalten zu verstehen, was meine Kollegin und ich ihm erklären. Wir begegnen uns auf einer strukturellen Ebene ungleicher Informationsverteilung, ungleicher Machtpositionen. So ist es häufig in der Beratungssituation. »Aber wer macht denn die Gesetze?«, fragt er. Und es ist schwierig, ihm etwas zu erklären, was sonst als unverrückbarer Tatsachenbestand hingenommen wird. Etwas, was einerseits der Logik der Demokratie entspricht, dass sie diejenigen inkludiert, die ein Recht auf Zugehörigkeit erlangen können, und andererseits unweigerlich diejenigen ausschließt, die dieses Recht nicht haben und doch trotzdem da sind. Phileas ist da, obwohl er aus aufenthaltsrechtlicher Perspektive gar nicht da sein dürfte. Er sitzt uns im Café¹⁰⁴ gegenüber, seine Hände im Schoß verknötet und während ich noch über seine Frage nachdenke, erklärt meine Kollegin unseren Handlungsspielraum, der durch eben jene Gesetze begrenzt ist. Unsere Rollenmuster sind vorgezeichnet, unsere Positionierungen von klarer Struktur gerahmt. Sie teilt ein in die Wartenden, in die Hoffenden, in die auf Hilfe und Unterstützung Angewiesenen auf der einen Seite und auf der anderen Seite in die, deren Leben und Lebenslauf einer gesellschaftlich normierten Vorstellung entsprechen – die Unterstützenden. Wir sind da, um zu erklären, wie die Gesetzeslage ist, ob wir gegebenenfalls überhaupt etwas tun können und wenn ja, was. Er hört aufmerksam zu und lächelt sein sanftes Lächeln. Nur seine Hände verraten ihn, verraten die Anspannung. Ich sehe, wie die eine Hand die andere fest zusammendrückt, nach Halt suchend.

In der ersten Beratungssitzung erzählt Phileas uns von seiner Kindheit. Er lebte in einem kleinen Dorf in Afghanistan, in das irgendwann die Taliban vordrangen und ihn in den Dschihad mitnehmen wollten. »Aber ich mache doch schon Dschihad!«, habe er ihnen erwidert. Er helfe seinen Eltern, unterstütze seinen Vater bei der Arbeit. Sei das etwa kein Dschihad? Die Taliban kamen wieder, sie drohten, wendeten Gewalt an – bis Phileas zum Schutz seiner Eltern das Dorf verließ und lieber floh, als sich ihnen anzuschließen. Wir hören zu, ohne zu verstehen, und erklären, dass er kein legales Aufenthaltsrecht mehr in Deutschland besitzt. Dass er in der Polizeifahndung ist. Dass ihm die Abschiebung droht. Er hört zu, lächelt, seine Hände liegen angespannt im Schoß verknötet – »Aber wer macht denn die Gesetze?«

8 Folgende Kapitel sind in geänderter Fassung als Essay im *Hinterland*-Magazin erschienen (Grebner 2020).

Als ich Phileas' Akte raussuche und das Geburtsjahr sehe, schaue ich verblüfft auf. »Ich sehe alt aus«, sagt er nur. Ich schüttele den Kopf, lache. Du bist so jung, dir steht noch so viel bevor, denke ich. Was steckt hinter diesem Gedanken? Was steckt hinter dem beinah mütterlichen Tonfall? »Dir steht noch so viel bevor« – ist es eine unbewusste Strategie, das Gegenüber zu infantilisieren, es dadurch kleinzuhalten, dadurch die Deutungshoheit in der Beratungssituation aufrechtzuerhalten? Die automatisierte Bevormundung in einer Beratungssituation trägt so dazu bei, ein bereits vorhandenes Ungleichgewicht zu stabilisieren. Ich bin es, die erklärt. Ist es vielleicht auch eine emotionale Strategie, dadurch das Gegenüber auf Distanz zu halten? Sich selbst zu distanzieren? Denn das Verstehen, das wirkliche Verstehen jenseits der rechtlichen Raster macht sprachlos. Oder ist es vielleicht auch eine leise Hoffnung – dir steht auch noch etwas *anderes* bevor. Du bist so jung, denke ich also damals. Dahinter steckt eine strukturell etablierte und eingeübte hegemoniale Überheblichkeit, ein emotionaler Selbstschutz, ein strategisches Bewusstsein. Dir steht noch so viel bevor, denke ich auch und verschleierte den Reflex, Handlungsmacht zuzuschreiben hinter einem fürsorglichen Tonfall.

»Ich kann nicht mehr«, sagt er uns irgendwann in der Beratung. »Ich kann nicht mehr warten.« Phileas lebt nach seinem abgelehnten Asylbescheid die folgenden fünf Jahre ohne Aufenthaltsstatus in Deutschland. »Ich kann nicht mehr«, sagt er uns also nach fünf Jahren und wir nicken verständnisvoll und bitten ihn, doch noch zu warten. Anruf bei der Anwältin. Gespräche über Kirchenasyl. Aber da erhalte ich schon eine Nachricht aus Italien. Phileas wird dort erneut versuchen, Asyl zu beantragen.

8.2. Nichts sagen

»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland. Fünf Jahre oder sechs Jahre war ich in Deutschland. Auch sehr schön und schöne gute Leute, immer helfen. Ich hab gelernt in Deutsch. Ich habe, glaube mir, ich liebe Deutschland, ich habe auch leben Deutsch, das Problem ist, ich habe gelebt in Deutschland und in Deutschland Abschiebung für mich. Ich kann nicht so lange noch bleiben in Deutschland. Das ich hab schon, mh, Abschiebung, wieder zurückfahren in Afghanistan.«

Bei meinem Interview beginnt er mit diesen Worten: *»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland«* – und das »sie weiß schon« markiert die Tatsache, dass er dieses Interview zwar mir zuliebe gibt, nicht jedoch, um *mir* etwas zu erzählen, sondern um das Erzählte für andere zugänglich zu machen. Sie weiß es alles schon, aber ich erzähle es nun erneut – wie ich es schon so oft erzählt habe.

Ich: »Ja ja. Mh. [Pause] Wie war die Zeit in Deutschland denn so für dich?«

Phileas: »In Deutschland ... für mich es war sehr gut. So viel gute Leute, so, immer Respekt. Bisschen schwierig ... normalerweise viele Leute ich kennen, ist so nett. So gute Leute. Ja. [Pause]«

Ich sitze mit ihm in einer italienischen Kleinstadt in der Sonne und wir trinken Kaffee. »Von Afghanistan in den Iran, Iran-Türkei, Türkei-Griechenland. Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Slowakei, Italien, Österreich. Dann Deutschland. Jetzt Italien«, erzählt er mir. Eine Landkarte, die so keinen Sinn ergibt, die fragmentiert ist, Brüche aufweist.

Wie so oft auch unsere Gespräche durchzogen sind von einer Zerbrechlichkeit. Vielleicht, weil sich die Zeitachse zwischen uns immer wieder verschiebt. Phileas ist älter geworden, viel älter, als ich ihn noch in Erinnerung habe, viel älter als ich. Es liegt eine bedrückende Ernsthaftigkeit in seinem Blick, auch wenn sein Lächeln nichts von seiner freundlichen Behutsamkeit eingebüßt hat. »In Afghanistan ist Krieg. Du kannst nicht im Krieg leben«, sagt er mir auch. Eine simple Feststellung. Ich bin die Zuhörer:in und verstehe doch nichts. Weil ich es auch nie zur Gänze begreifen kann. Oder will. Weil es auch nicht zu verstehen ist, wenn man nie selbst Krieg oder kriegsähnlichen Erfahrungen ausgesetzt war. Ich frage nicht weiter. Dabei könnte er mir so vieles erklären, von dem ich nichts verstehe, mir die Dinge erläutern, die für ihn so selbstverständlich sind, unverrückbare Tatsachen. Aber dieses Wissen gehört ihm ohnehin schon lange nicht mehr. Es gehört den Behörden, den anonymen Sachbearbeiter:innen, den Anwält:innen, den Richter:innen, die darin nach Gründen suchen, oder ›Authentizität‹ oder Beweislast, was auch immer das sein soll.

Ich: »Ja ... [Pause] Wie lange hat deine Reise gedauert von Afghanistan nach Deutschland?«

Phileas: »Mmh. Ähm ... [Pause] Neun oder zehn Monate, ja. Neun oder zehn Monate.«

Ich: »Mh, ja.«

Phileas: »Dann kam das, jetzt das 2012 in Deutschland, dann 2019, dann kommt 2020. Acht, neun Jahre. Neun Jahre! Ich habe noch nicht ... das ist so lange. [leise] Acht, neun Jahre.«

Ich: »Ja, mh ... eine lange Zeit.«

Phileas: »Mmh. Eine Person gar nicht so lange bleiben ... eine Familie, ein, zwei Monate, okay. Acht Jahre, das ist zu lange.«

Ich: »Mmh.«

Phileas: »Jetzt, glaub mir, wenn ich bin in der Nacht, gar nicht so gut schlafen. Immer ich bin gekommen zur Tür, alles okay, dann ich haben Angst. Die Familie. [Pause]«

Ich: »Ja ... ja. Mh. [Pause] Aber du hast auch so viel geschafft, Phileas!«

Auch meine Fragen sind die der Behörden. Sie fügen sich in die formalen Standards jener anonymen Sachbearbeiter:innen, so als würde ich kein anderes Muster kennen, so als hätte ich kein anderes Frageschema zur Hand. Unsere Kommunikation ist plötzlich formalisiert. Ein Interview wie zur Anhörung eines Asylgesuchs. Ich stelle Fragen, die misstrauen, die nichts sagen, nichts über Phileas.

Ich: »Ja ... ja. Mh. [Pause] Aber du hast auch so viel geschafft, Phileas!«

Das Erkennen, einen Fehler gemacht zu haben. Es wieder gut machen wollen. Leere Worte. Er schweigt und die Schweigepausen werden länger. Irgendwann sagt er: »*Ich suche eine schöne Platz, eine schöne ähm ... Stadt. Dann, wo ich ganz ruhig lebe*«. Und ich erinnere mich, wie er uns einmal in der Beratung sagte, dass es sein größter Traum sei, in einem Café an einem öffentlichen Platz zu sitzen mit Freund:innen und spielenden Kindern um ihn herum. Und wie ich mich damals gefragt habe, was sagt das über ein Leben aus, wenn das Selbstverständliche für andere der größte Traum ist? Die italienische Stadt ist auch nicht unbedingt der schöne Platz, den Phileas gesucht hat. Für andere schon, ein Urlaubsort, ein Ort der Erholung. Wir sitzen im Freien an einem Tisch, dessen Platte immer wieder zu schwanken beginnt, stützt sich eine:r von uns darauf ab. Der Boden ist uneben. Kopfsteinpflaster. »Neun Jahre«, sagt er. Tourist:in-

nen schieben sich durch die enge Gasse an unserem Tisch vorbei. »Ich bin weniger geworden«, sagt er auch und er bezieht es auf sein Gewicht, aber ich bin mir nicht sicher, ob er nicht auch all die Jahre meint, die ihm verweigert worden sind, die ihn älter machen, die ihm die Unbeschwertheit, die Ausgelassenheit weggenommen haben. Aber es ist nicht nur die Sorglosigkeit, das wäre zu einfach, romantisierend gedacht. Es ist auch die Unbedarftheit, der Schmerz, die Orientierungslosigkeit. »Ich möchte so gerne eine Frau kennenlernen«, sagt er. Sich verlieben, denke ich. »Ich möchte so gerne Kinder haben«, sagt er. Sich binden, denke ich. Es ist auch die Suche, die ihm genommen ist. Er besteht darauf, meinen Cappuccino zu bezahlen. Ich winke ab. Ich zahle. Es ist schmerzlich und erleichternd zugleich. Für uns beide vielleicht.

»Normalerweise ich habe gelebt auch, sie weiß schon, in Deutschland.« Ich hätte dieses Gespräch nicht führen dürfen. Ich hätte bei diesem ersten Satz aufhören müssen – »sie weiß schon«. Darin spiegelt sich bereits, dass es kein gemeinsames Gespräch gibt, dass etwas für ein anonymes »Außen« wiedergegeben werden muss, und prompt habe ich mich in dieses Muster gefügt und Fragen gestellt, wie sie im behördlichen Kontext immer gestellt werden. Diese Fragen besagen, dass hier nur eine einzige Geschichte zählt. Es ist die Geschichte, die seine letzten neun Lebensjahre begleitet, die Geschichte, die ihm aber gar nicht gehört, die ihm immer wieder entrisen wird. Es ist die gleiche Geschichte, auf die er immer wieder zurückgeworfen wird, auf die er immer wieder reduziert wird. Das gegenseitige Verstehen beruht aber gerade nicht auf diesen Worten, sondern auf Gesten, die nicht eingefangen werden können, die sich in den Schweigepausen zwischen den Worten still artikulieren. Vielleicht beruht unser gegenseitiges Verstehen auch gerade auf dem Nicht-Reden über seine Flucht. Auf dem Nicht-Reden über Ankommen und Warten. Vielleicht beruht unser Verständnis füreinander auf der Tatsache, dass wir nicht viel voneinander verstehen.

Ich weiß nicht, worüber wir immer bei unseren wenigen Treffen außerhalb der Beratungssituation geredet haben. Ich glaube, es ging in unseren Gesprächen aber ohnehin nie um das Inhaltliche. Ich erkenne in aller Unterschiedlichkeit das uns Verbindende, das, was mir Phileas vielleicht von Anfang an so sympathisch gemacht hat. Der Humor, die Art zu lachen, aber auch die Zurückhaltung, das Vorsichtige teilen wir. Erst als ich ihn frage, ob er ein Interview mit mir machen möchte, erschrecke ich über die Distanz zwischen uns, über meine Unbeholfenheit, meine Schrofheit, über seine Sprachlosigkeit. Phileas lächelt, als wir uns verabschieden. »Wenn ich Aufenthalt habe, inshallah, komme ich dich besuchen!«

8.3. Lächeln

Ein paar Jahre zuvor. Wir treffen uns in München an einer S-Bahn-Station. Er hat den Treffpunkt vorgeschlagen. Ich sage, dass ich um 17 Uhr da sein werde. Als ich pünktlich ankomme, lacht er. Er habe schon über eine Stunde auf mich gewartet, sagt er. Ich bin mir nicht sicher, ob wir uns missverstanden haben oder ob er Angst hatte, das Treffen zu verpassen, und deswegen unzählige S-Bahnen abgewartet hat, die an den Gleisen an ihm vorbeigezogen sind – vermutlich ohne sich zu setzen. Immer auf den Beinen, den Blick über die Menge schweifend, angespannt, immer bereit zur Flucht. Ich versuche, das Missverständnis aufzuklären, aber er winkt lächelnd ab.

»Was, ich denken, wenn ich bekomme Papiere, ich wieder fahren nach Deutschland. Dann suchen eine schöne Wohnung erstmal, eine schöne Arbeit, schöne, ich habe Arbeit, eine schöne Wohnung, dann schauen wir mal weiter. Weil ... ich suchen eine Frau, sie will heiraten, okay, dann ... heiraten, dann ...«

Ich begleite Phileas auf eine Veranstaltung. Wobei das eigentlich nicht stimmt. Phileas begleitet mich auf eine Veranstaltung, die ich für ihn ausgesucht habe. Da ist es wieder, die Struktur und das ihr inhärente Rollenmuster. Es ist der zaghafte Versuch, ein bisschen rauszukommen, in Kontakt mit anderen zu treten, Spaß zu haben, jung sein zu dürfen. Ich weiß, dass wir ein Risiko eingehen. Wir dürfen nicht kontrolliert werden. Wie Jugendliche auf dem Weg zu einer Party, von der die Eltern nichts erfahren dürfen. Der Vergleich ist natürlich zynisch. Denn erwischt werden kann nur einer von uns.

Phileas ist schüchtern unter all den anderen Menschen, aber dann gesellt sich eine Frau zu uns und er beginnt, zu erzählen. So vollkommen freimütig, dass es mich überrascht. Er lächelt dabei. Er heiße Amar und käme aus Indien. Die Frau hört interessiert zu. Er sei ein Musiker, ergänzt er. Indischer Musiker. Er zieht sein Handy aus der Hosentasche, zeigt ihr einen Bollywood-Track. Es ist das erste Mal – und ich begreife es erst sehr viel später, als ich die Episode aufschreibe –, dass Phileas selbst entscheidet, was er erzählen möchte. Er bestimmt, welche Informationen wichtig sind, um ihn kennenzulernen, um ihn zu verstehen. Ich weiß nicht, ob die Frau es ihm geglaubt hat, aber das ist vielleicht auch nicht wichtig. Wir lächeln uns an.

Phileas' Asylgesuch in Italien wird stattgegeben.

Reden und Schweigen

Kai: Ich habe ein natürliches Recht darauf, hier zu sein.

Phileas: Ich suche doch nur einen schönen Platz zum Leben.

Kai: Ich war auf spirituellen Selbstfindungstrips in Schweden, in Frankreich.

Phileas: Ich bin über Griechenland ... gereist.

Kai: Ich habe mich zehn Jahre lang sinnvollen Tätigkeiten gewidmet.

Phileas: Es ist zu lange. Es ist viel zu lange.

Kai: Ich habe Boston abgelehnt, ich habe Chicago abgelehnt.

Phileas: Was soll das sein, ein Lebenslauf?

Kai: Ich spüre diese inneren Diskrepanzen so stark.

Phileas: Ich kann nicht schlafen.

Kai: Ich habe Philosophie-Vorträge gegeben und als Pianist mein Geld verdient.

Phileas: Ich träume davon, ein indischer Musiker zu sein.

Kai: Hör mir zu. Hilf mir. Verstehst du, verstehst du, was ich meine? Ich kann dir helfen. Ich kann's dir erklären.

Phileas: Es ist in Ordnung. Geh nur.